

Prozesse, die für Gründe zugänglich sind

Ende der Willensfreiheit? Die avancierte Hirnforschung hängt einem cartesianischen Weltbild an

Die neuere Hirnforschung vertritt die Meinung, dass das Ich bei unseren Handlungen keine entscheidende Rolle spielt: "Wir tun nicht, was wir wollen; wir wollen, was wir tun." Doch "dass unsere Entscheidungen durch neuronale Prozesse determiniert sind", gibt Ansgar Beckermann aus philosophischer Sicht zu bedenken, "muss keineswegs heißen, dass sie nicht frei sind".

Von Ansgar Beckermann

Das Gefühl, dass unser Wille oder wir selbst unsere Handlungen entscheidend steuern – dieses Gefühl sei eine völlige Illusion. Diese These hat Gerhard Roth nicht nur in seinem Buch *Fühlen, Denken, Handeln* (Suhrkamp 2002), sondern in vielen Vorträgen in letzter Zeit immer wieder vertreten. Aber warum, um alles in der Welt, sollen wir glauben, dass es um die Willensfreiheit wirklich so schlecht bestellt ist? Weil, so Roth, die Hirnforschung zweifelsfrei erwiesen habe, dass schon vor jeder bewussten Entscheidung zu einer Handlung unser Gehirn anfange, diese Handlung zu initiieren. Also: Wenn wir den Eindruck haben, eine Entscheidung zu treffen, ist diese Entscheidung längst getroffen – vom Gehirn. Unser Gehirn entscheidet, nicht wir. Das Bewusstsein läuft immer hinterher. "Wir tun nicht, was wir wollen; wir wollen, was wir tun." Das ist die prägnante Formel, auf die Wolfgang Prinz diese Überlegung gebracht hat.

Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Auffällig ist die strikte Trennung, die Roth, Prinz und auch Wolf Singer – der dritte im Bunde der aktuellen Freiheitsbestreiter – zwischen Gehirn und Person bzw. zwischen Gehirn und Ich machen. Das Gehirn entscheidet; ich habe nur den Eindruck zu entscheiden. Wer ist dieses Ich, das nur fälschlicherweise glaubt, etwas entscheidend steuern zu können? Offenbar steckt hinter Roths Argumentation ein cartesianisches Menschenbild. Descartes war der Meinung, dass jeder Mensch aus zwei Substanzen besteht: einem Körper und einem Geist. Der Geist denkt, fühlt, nimmt wahr und entscheidet; der Körper ernährt sich, bewegt sich und pflanzt sich fort. Und: Der Geist macht nach Descartes unser eigentliches Selbst aus. Wir sind nicht Wesen mit Geist und Körper. Letzten Endes sind wir nur unser Geist. Dass wir etwas entscheiden, heißt, dass unser Geist eine Entscheidung trifft.

Genauer stellt sich Descartes willentliches Handeln so vor: Unsere Sinnesorgane informieren uns über unsere Umwelt, indem sie über die Nervenbahnen in unserem Gehirn – genauer: auf der Zirbeldrüse – ein Bild dieser Umwelt erzeugen. Unser Geist – unser immaterielles Ich – ist in der Lage, diese Bilder zu betrachten. Er überlegt, was zu tun ist, und verursacht, nachdem er eine Entscheidung getroffen hat, seinerseits eine Bewegung der Zirbeldrüse, die dazu führt, dass über bestimmte efferente Nerven ein Signal an die Muskeln des Bewegungsapparates gesandt wird. Dieses Signal verursacht eine bestimmte Handlung. Im Grunde haben wir es hier mit dem Bild eines Selbst zu tun, das die Rolle eines Operators in einer Schaltzentrale spielt. Der Operator überwacht die Bildschirme und Anzeigelämpchen, die ihn über das informieren, was außerhalb der Schaltzentrale geschieht, und drückt bei Bedarf die entsprechenden Knöpfe, um dieses Geschehen in seinem Sinne zu beeinflussen.

Wenn man von diesem Bild ausgeht, ist es kein Wunder, dass man aufgrund der Ergebnisse der neueren Hirnforschung zu der Auffassung gelangt, dass das Ich keine entscheidende Rolle spielt. Es gibt keinen Ort im Gehirn, an dem alle gesammelten Informationen zusammenlaufen, so dass das Ich sie dort anschauen könnte. Und es gibt auch keinen Ort im Gehirn, an dem das Ich eingreifen könnte, um bestimmte Motoneuronen zu aktivieren. Das Feuern von Motoneuronen geht auf Aktivitäten anderer Teile des Gehirns zurück. Ein cartesianisches Ich hätte also keine Chance, von sich aus etwas zu tun. Was ein solches Ich entscheidet, könnte keinen Einfluss auf das haben, was im Gehirn vorgeht, und damit auch nicht auf unsere Bewegungen und Handlungen.

Soweit ist das alles richtig. Aber warum sollte man einem cartesianischen Bild des Ich anhängen? Dieses Bild ist doch eigentlich mehr als merkwürdig. Wie soll man sich etwa das gegenseitige kausale Einwirken des Geistes auf den Körper und des Körpers auf den Geist überhaupt vorstellen? Wenn Hans spazieren geht und dabei nachdenkt, ist es dann nicht offenkundiger Unsinn anzunehmen, dass der Körper von Hans spazieren geht und sein Geist nachdenkt? Viel plausibler ist die Annahme, dass es dieselbe Person ist, Hans, die sowohl spazieren geht als auch nachdenkt.

Alles spricht also dafür, bei der Frage nach der Natur des Menschen nicht Descartes, sondern Aristoteles zu folgen. Denn für Aristoteles sind Menschen nicht unbegreifliche Zwitterwesen aus Körper und Geist, sondern einfach Lebewesen mit besonderen geistigen Fähigkeiten – Lebewesen, die wahrnehmen und fühlen, die nachdenken und überlegen und die aufgrund ihrer Überlegungen entscheiden und handeln können. Nach Aristoteles gibt es kein mysteriöses immaterielles Ich, das auf den Körper einwirkt und das die Neurobiologen dann nicht finden. Entscheiden und handeln zu können sind für ihn Fähigkeiten der ganzen Person, des ganzen Lebewesens.

Doch inwiefern hilft das bei der Lösung des Problems der Willensfreiheit? Eines ist jetzt schon klar: Während im cartesianischen Bild ein deutlicher Gegensatz zwischen Ich und Gehirn besteht, ist das bei einer Aristotelischen Sichtweise nicht der Fall. Das Gehirn ist ein zentrales Organ des ganzen Lebewesens; wenn das Gehirn etwas entscheidet (falls diese Rede überhaupt sinnvoll ist), schließt das nach Aristoteles keineswegs aus, dass man diese Entscheidung auch der ganzen Person zurechnen kann. Dennoch: Wir müssen noch genauer klären, was den Unterschied zwischen freien und unfreien Entscheidungen ausmacht, um die Vorteile dieser anti-cartesianischen Position deutlich werden zu lassen.

Unfrei nennen wir Personen, die eingesperrt oder gefesselt sind, die also nicht tun können, was sie wollen. Diesen Personen fehlt, wie man sagt, die Handlungsfreiheit. Aber Handlungsfreiheit ist nicht alles. Drogensüchtige etwa können tun, was sie wollen; sie sind in ihren Handlungen frei. Trotzdem machen wir sie nicht verantwortlich. Sie sind nicht äußerlich, sondern innerlich unfrei; sie unterliegen einem inneren Zwang. Dem Drogensüchtigen fehlt nicht Handlungs-, sondern Willensfreiheit. Er kann tun, was er will, aber in seinem Willen, in seinen Entscheidungen ist er nicht frei. Sein Wille führt gewissermaßen ein Eigenleben. So einfach es ist zu sagen, worin Handlungsfreiheit besteht, so schwierig ist es zu klären, was Willensfreiheit eigentlich ausmacht. Was fehlt dem Drogensüchtigen oder dem Zwanghaften? Was macht ihn unfrei? Der Drogensüchtige selbst würde wahrscheinlich sagen: Eigentlich will ich gar keine Drogen nehmen, aber wenn es wieder soweit ist, dann kann ich nicht anders. Das heißt doch wohl: Der Drogensüchtige fühlt sich fremdbestimmt. Sein Verhalten wird durch Wünsche bestimmt, von denen er gar nicht will, dass sie sich durchsetzen. Er selbst fühlt sich diesen Wünschen gegenüber machtlos. Daran zeigt sich etwas ganz Wichtiges: Über Willensfreiheit kann man überhaupt nur bei Wesen reden, die nicht nur Wünsche haben, sondern auch wissen, dass sie diese Wünsche haben, und die darüber hinaus auch wollen können, dass ihr Handeln eher durch diesen als durch jenen Wunsch gesteuert wird.

Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt findet sich in John Lockes *Essay Concerning Human Understanding*. Freiheit beruht Locke zufolge darauf, dass wir die Fähigkeit haben, vor dem Handeln innezuhalten und zu überlegen, was wir in der gegebenen Situation tun sollten, was moralisch gesehen das Richtige wäre oder was unserem wohlverstandenen Eigeninteresse am meisten dienen würde. Wenn wir danach immer und notwendigerweise das tun, was uns aufgrund unserer Überlegungen als das Richtige erscheint, so ist das keine Beschränkung unserer Freiheit. Denn nur ein Narr kann sich wünschen, das tun zu können, was er für falsch hält. Eine Entscheidung, so kann man sagen, ist also dann frei, wenn sie auf dem Ergebnis eines Abwägungsprozesses von Gründen beruht. Oder etwas schwächer: Eine Entscheidung ist dann frei, wenn sie auf einem Prozess beruht, der für Gründe zugänglich ist, in dessen Verlauf Gründe eine entscheidende Rolle spielen können.

Diese Überlegung lässt sich auf den Fall des Drogensüchtigen anwenden. Denn was der Drogensüchtige eigentlich beklagt, ist doch, dass er selbst dann, wenn er einsieht, dass die Drogensucht seine Gesundheit ruinieren wird, nicht anders kann, als sich für die Drogen zu entscheiden. Was dem Drogensüchtigen fehlt, ist also die Fähigkeit, so zu entscheiden, wie es aufgrund seiner eigenen Überlegungen richtig wäre. Er hat vielleicht noch die Fähigkeit, zu überlegen und einzusehen, dass das, was er tut, ihm selbst schaden wird und dass es möglicherweise sogar unmoralisch ist. Doch auf seine Entscheidungen hat das keinen Einfluss. Sie werden durch Umstände determiniert, die durch solche Überlegungen nicht beeinflusst werden können.

Generell scheint es also nicht unvernünftig zu sagen: Unsere Entscheidungen sind genau dann frei, wenn sie auf Prozessen beruhen, die durch rationale Argumente und Überlegungen beeinflusst werden können. Diese Annahme berührt auch die Frage, ob Willensfreiheit mit den Ergebnissen der Hirnforschung vereinbar ist. Folgende Überlegung dazu: Wir wissen, dass man das, was in einem Computer vorgeht, auf ganz verschiedene Weise beschreiben kann. Auf der Hardware-Ebene handelt es sich um elektronische Prozesse, die in Siliziumchips ablaufen. Diese Prozesse lassen sich auf der Softwareebene aber auch als Berechnungen beschreiben, mit deren Hilfe man Maschinen steuern, Kraftwerke überwachen oder seine Steuererklärung ausfüllen kann. Wie es aussieht, ist das beim Gehirn genauso. Auf der physiologischen Ebene gibt es eine Unzahl von vielfach miteinander verschalteten Neuronen, die auf unterschiedliche Weise feuern und durch ihr Feuern andere Neuronen aktivieren. Aber dieses Feuern von Neuronen lässt sich, wie selbst Neurowissenschaftler sagen, auch auf einer kognitiven Ebene beschreiben – als das Wahrnehmen eines Gesichts, als Abrufen einer Erinnerung oder als die Entscheidung, den Arm zu heben.

Nichts spricht also gegen die Annahme, dass auch Prozesse des rationalen Überlegens, des Abwägens von Gründen, des Fragens, was in einer Situation das Beste ist, auf diese Weise durch neuronale Prozesse realisiert werden. Wenn das so ist, sind aber genau die Entscheidungen frei, die auf solchen neuronalen Prozessen beruhen. Dass unsere Entscheidungen durch neuronale Prozesse determiniert sind, muss keineswegs heißen, dass sie nicht frei sind. Die Frage ist vielmehr, durch welche neuronalen Prozesse sie determiniert sind – durch Prozesse, in denen Gründe und Überlegungen eine Rolle spielen, oder durch (zwanghafte) Prozesse, bei denen das nicht so ist.